

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Ettlinger Zeitung. 1949-1973 1952

214 (13.9.1952) Der Sonntag

Der Sonntag

Versiegende Wasser des Lebens

Quellen wollen gepflegt sein... / Von P. Baudis

Es hat mich doch wieder mal in das vergessene Gebirgsdörfchen in der Rhön gezogen, das mir damals, wir schrieben 48, Zuflucht bot. Merkwürdig — das Jahr, das ich hier verbrachte, war doch recht schwer, wie gern man aber noch daran zurückdenkt! Diesen steilen Waldweg bin ich damals an vierzehn trüben Novembertagen, wenn der Nebel noch über dem Tal hing, mit der Axt über der Schulter hinaufgestiegen, um dürre Äste als Brennholz abzuschlagen. Schon am zweiten Tage hatte ich die Hände voller Blasen von der ungewohnten Arbeit. Und gefroren habe ich dort oben, wo der Wind über den Kahl-schlag pfeift, ganz erbärmlich in meinen einzigen Kleidungsstücken, den auf Tiroler Janker umgeschusterten ehemaligen Soldatenrock und der abgeschuerten, schwarz eingefärbten PW-Hose. Von dem Eigenbau-Tabak konnte man sich am Vormittag höchstens eine Pfeife voll leisten, sonst quillte der ausgegessene Körper mit Knieleiden und Augenflimmern.

Inzwischen hat sich allerhand geändert. Schließlich hat man doch wieder drei Anzüge

Ueber dem ganzen Dorf hängt es wie eine dunkle Wolke: „Das Wasser! Das Wasser fehlt!“ Oben irgendwo im Sattel zwischen zwei Bergen liegen die eingefärbten Quellen, von denen die Leitung in die Häuser und Ställe führt. Die Quellen sind am Versiegen. Am Morgen und am Abend nach der Fütterung muß das Vieh unter viel Staub, Geschrei und Peitschenknallen an den Fluß getrieben werden zur Tränke. Im Handwagen fahren die Frauen die Wäsche hinunter. Die flachen, kiesigen Ufer des Fließchens, wo sonst die Forellen spielten, sind zerfahren, zer-treten und verschmutzt. Einmal morgens und abends geht der alte Johann, der Gemein-de-diener, hinauf zu den Quellbrunnen und dreht die Leitung für ein paar Minuten auf. Dann tröpfelt es ein wenig an den Leitungshähnen im Oberdorf. Die die weiter unten wohnen, gehen ganz leer aus, und für die Röhren-brunnen an der Straße, die sonst so ityllich Tag und Nacht plätschernd ihren Strahl in den Brunnenrog schickten, reicht es schon lange nicht. In den Gärten hängen die Boh-nenranken als dürres Laub an den Stangen, und die Blumenbeete sehen trostlos aus.

Wenn sich einer aus dem Dorfe, das weiter oben, jenseits des Waldes liegt, hier unten sehen läßt, dann begleitet ihn schiele Blicke: „Die dort oben haben uns das Wasser abge-graben. Die haben neue Brunnen gebaut; man müssen wir darunter leiden.“

Mit dem Forstmeister treffe ich am Abend bei einem Glase Bier zusammen und bringe die Sprache auf die Wassernot. „Ich glaube nicht“, meint er in seiner bedächtigen Art, „daß andere Leute daran schuld sind. Ich meine, die Bauern sind selber schuld. Wenn es 100 und 200 Jahre so gegangen ist mit Ihrem guten Quellwasser, so müssen sie, es müßte immer so gehen. Aber auch Quellen wollen gepflegt sein, sonst versanden und verschlam-men sie. Daran haben die guten Leute nicht gedacht. Nun sind sie bestürzt, klagen und machen andere dafür verantwortlich.“

Ein kleines Vorkommnis, diese Wassernot des winzigen Gebirgsdörfchens. In den großen Städten rauscht das Leben, da ist es in-zwischen in den sechs Jahren aufwärts ge-gangen. Da sprudelt das Wasser aus den Hähnen der vielen Neubauwohnungen, da rauschen wieder die Springbrunnen auf den großen Plätzen. Aber auch die Menschen haben sich gewandelt in dieser Zeit. Und es will mir scheinen, als ob sie in allem Betrieb und allem Aufbau an versiegten Quellen leiden. Vielleicht sollte ich sagen: Wir alle leiden an versiegenden Quellen. Wir wundern uns, daß wir so zer-riebeben, so zerfetzt und innerlich zerstreut sind. Es stimmt doch etwas nicht mit uns. Ob es nicht tatsächlich daran liegt, daß wir die Quellbrunnen vergessen haben? Auch Quellen wollen gepflegt sein, sagt der alte Forst-meister.

Wir dürfen nicht die Schuld immer auf andere schieben, daß sie uns das Wasser abge-graben hätten. Unsere Lebensquellen liegen — wie die Quellbrunnen in der Rhöndörfchen — weit weg und weit oben.

Neben mir liegt meine aufgeschlagene Bibel und da lese ich: „So spricht der Herr: Mich, die lebendige Quelle, verlassen sie und machen sich hier und da gebaute Brunnen, die doch löchrig sind und kein Wasser geben.“

Aber eben, wie gesagt: Quellen wollen ge-pflegt sein, sonst versiegen sie. Wenn dem Menschen sein Innerstes und Wertvolles ver-trocknet und ausdort, dann merkt er es ja leider immer erst, wenn es zu spät ist.

Stimme des Windes

In Schimmer ist der dunkle Wald gesunken
 Zu trägt die Luft, ein Blatt zu neigen,
 Der Blüten Duft zu tragen, und es schneigen
 Im Laub die Vögel und im Teich die Unken.

Leuchtlicher nur, wie stille Trauerjahren
 Den Schlaf durchguckend, schimmern in den
 Zweigen,
 Und süßer Tabak angestörtet Regen,
 Ergibt sich meine Seele, schweigetrunken,
 Hord! Ueberreichend sanft es in den Blüten
 Und ruft mich ab von meinen lieben Träumen,
 Ich höre plötzlich erste Stimmen sprechen;

Die aufgedrehte Seele lauscht dem Winde
 Wie Worten ihres Vaters, der dem Kinde
 Zuruft, vom Spiele heimwärts aufzubrechen.

NICOLAUS LENAU

Im Schrank hängen und einen anständigen Wintermantel dazu. Aus den letzten Resten des Eigenbau-Tabaks bauen sich die Mäuse auf dem Dachboden ihre Nester — jetzt knistert wieder die Zehner-Packung „Aktive“ in der Tasche — und alle Bekannte, die man dort nach so langer Zeit wieder trifft, messen die inzwischen voller gewordene Figur mit den Worten: „Na, Ihnen geht's wohl auch wieder besser?“

Im Dorf selber hat sich gar nichts verändert in den sechs Jahren. Die Wege sind noch genau so schlecht; es sind noch genau die gleichen Schlaglöcher drin. Der alte Großvater Schmitt sitzt noch immer auf der Bank vor der Haustür neben dem Holzstoß, er muß doch jetzt schon über neunzig sein. Wenn ich früh am Morgen aus dem Fenster schaue, dann spannt der Bauer von gegenüber noch das gleiche Rind vor den Wagen, das mir schon damals immer auffiel, weil es auf der Stirn einen dunklen Flecken hat, als trüge es eine Sonnenbrille. Nur die Buben, die damals mit dem Ranzen auf dem Rücken zur Schule trauten, sind inzwischen groß und breit geworden und man kann sie am Abend des heißen Erntetages im „Lamm“ treffen, wo sie mit müden, verschwitzten Gesichtern an der Theke stehen und ihr Bier trinken.

Der grobe Bademeister und der kleine Junge

Erzählung von Herbert Davidson

Da ist mir neulich eine merkwürdige Sache passiert, eine Kleinigkeit, genau genommen, eine Begebenheit am Rande, und doch — Es war im Strandbad. Ich sehe, wie der Bademeister mit einem kleinen Jungen spricht, der ungefähr sieben Jahre alt ist.

Er steht klein neben dem mächtigen Bademeister und sieht ihn an. Vielleicht war es das gewisse Etwas im Blick dieses kleinen Jungen, daß ich nähertrat. Der Junge sah nämlich zweifelnd hoch, zugleich erwartungs-voll und nachdenklich.

Der Bademeister war ein großer Bursche, mächtig und ganz in Weiß, mit einem rotver-brannten Nacken.

Es war die Sorte Mann, die ich nicht leiden konnte. Der Junge neben ihm wirkte wie ein Spielzeug, zart, rank und schlank, mit einem klugen und nachdenklichen Gesicht.

„Sieh her“, sagte der Bademeister und zeigte dem Jungen eine Uhr. „Ich werfe sie hier ins Wasser. Wenn du tauchst und wenn du sie rausholst, gebirt sie dir.“

Der kleine Junge sah die Uhr an. „Dann ist sie ja naß“, sagte er.

Der Bademeister lachte. „Das macht dir nichts. Die ist wasserdicht. Sie gehört dir, wenn du tauchst und sie rausholst.“

Er wog dabei die Uhr in der Hand und sah den kleinen Jungen lächelnd an.

Ich verstand nicht, aber ich wollte auch nicht fragen. Der kleine Junge sah die Uhr mit jenem sehnsüchtigen Blick an, mit dem alle kleinen Jungen Armbänder ansehen. Es wäre seine erste Armbänderuhr, da sah ich sofort. Und noch etwas bemerkte ich. Offenbar hatte der Kleine gerade erst Schwimmen gelernt. Er sah auf die Wasser-fläche, etwas ängstlich, mit einer geradezu rührenden Beklommenheit. Das Wasser war absehrend tief und weit — für einen sieben-jährigen kleinen Jungen.

Das alles las ich in seinem Blick. Ich sah, wie der Mut mit seiner Angst kämpfte. Und der grobe Kerl von Bademeister wartete und wog nur die Uhr in seiner Hand und warf sie dann — ins Wasser.

Ich konnte nicht weitergehen. Ich mußte einfach stehen bleiben und zusehen. Der kleine Kerl tat mir leid. Ich mußte nicht, warum. Vielleicht kam es daher, daß ich weiß, wie schwer Entschlüsse fallen, die man gegen seine Angst zu fällen hat.

Und dann plötzlich sprang er. Ich sah seinen dünnen, zarten, kleinen Körper unter dem Spiegel des Wassers. Ich konnte mir vorstellen, was in ihm vorging. Allein in der Tiefe, mit dem Atem, den richtig anzuhalten er noch nicht gelernt hatte.

Der Bademeister sah mich grinsend an. Der kleine Junge tauchte wieder auf. Er strahlte über das ganze Gesicht. Es war ein geradezu seltsamer Übermut darin. Er reckte die Hand hoch und hielt in ihr — die Uhr.

Der Bademeister lachte. Er half dem Jungen aus dem Becken herauszuklettern und fragte: „Na war es denn so schlimm? Da siehst du, wie du tauchen kannst.“

Der Junge sagte: „Darf ich sie behalten?“

„Wenn du willst“, heulte der Bademeister. „Aber —“ grinste er, „sie gebrauche ich immer, um kleinen Jungen das Tauchen be-zubringen.“

Sehen Sie, und das machte mich plötzlich wütend. Natürlich würde der kleine Junge in seinem ferneren Leben noch oft Anstrengungen unternehmen, um nichts, um Nichtigkeiten, um Täuschungen, aber dies war das erste Mal, die erste bittere Erfahrung.

Ich hätte diesen groben Bademeister am liebsten gebrüht und ihn ins Wasser ge-worfen. Ich war es dem kleinen Jungen schuldig. Aber das ging leider nicht, denn wir haben unsere Gesetze.



IM KASINOPARK VON BAD HARZBURG
 Am Ausgang des Radaltals aus dem Oberharz liegt die Stadt Bad Harzburg. Sole-, Koch-salz- und Schwefelquellen finden sich hier, und ein Teil der Sanatorien und Heilanstalten des Klimakurortes hält auch im Winter seine Pforten geöffnet. — Blick zum Burgberg vom Kasinopark aus. (Aufnahme: Herbert Ahrens).

„EIN WEISSES TRUGBILD...“

Begegnung mit dem Singschwan / Von Yrjö Kokko

Menschen, die sich die Liebe zur Natur, zu den Tieren und Pflanzen bewahrt haben, sind glücklich zu preisen. Wer es versteht, den Frühling als das große Fest des Lebens, so lange er selbst noch zu den Lebenden ge-hört, zu begreifen, und den Sommer zu feiern als die hohe Zeit der Reife, den Herbst zu schätzen als einen Hauch der Farben, ein phantastisches Finale der schönen Jahreszeit, der ist fürwahr ein beneidenswerter Mensch. Einer jener glücklichen Freunde der Natur, der wie kaum ein anderer es verstanden hat, ihre Schönheiten zu schildern. Ist der finnische Tierarzt Yrjö Kokko. Er hat ein berühmt gewordenes Buch geschrieben. Es trägt den Titel: „Singschwan, der Schicksalsvogel — Das Wunder in Ultima Thule“ und erscheint, mit vielen Bildern geschmückt, in deutscher Übersetzung im Verlag Eberhard Brockhaus, Wiesbaden.

Der Singschwan hat die Menschen mehr als irgend ein anderes Tier beschäftigt. Der alte Volksglaube, wonach der Schwan bei seinem Tode singt, so daß man die letzte Arbeit eines Künstlers oft einen Schwangen-gesang nennt, ist älter als die europäische Kultur.

In dem Kapitel „Wieder in die Berge“ erzählt uns Yrjö Kokko von seiner ersten Begegnung mit diesem merkwürdigen Tier: „Wenn man den Mann des Nordens fragt, warum er in einem so kargen Land wohnen mag, weiß er nicht zu antworten. Er ist dort geboren. Er trägt hier sein Leid.“

Aber auch die weißen Vögel zieht es nach Norden.

Warum kehren die Singschwäne im Früh-jahr in die Berge zurück? Warum irrt es sie so stark dort hin, daß sie schon im April da sind, wenn noch voller Winter herrscht, das Land von Schnee, Seen und Flüssen eis bedeckt sind, so daß man nicht begreifen kann, woher die Vögel ihre Nahrung nehmen.

Warum bleiben sie nicht in Dänemark oder Schweden? Dort könnten sie unbehelligt leben und in Frieden auf den Seen nisten, wie es die Höckerschwäne tun. In harten Wintern legt man auf dem Eis der Seen und auch in den Sunden zwischen Dänemark und Schweden für die Schwäne Futter aus. Dort bestrahlt man nicht nur die, die den geschüt-zten Vogel töten, sondern man beichtet den, der den Tieren beisteht, die in Not sind.

In diesen Stunden überwintern auch die meisten Singschwäne aus den Bergen. Dort sitzen sie am Rand der Eisflächen zwischen Tausenden Höckerschwänen und anderen Wasservögeln. Wenn ein Boot sich mit Futter nähert, drängen sich die Höckerschwäne hitz-gelächelnd und einander knuffend wie eben reich gewordene Leute in den Waren-häusern Stockholms und Helsinki. Die Sing-schwäne aber warten, würdig und zurückhal-tend, wie der Adel von Schonen in den War-enhäusern Malmös.

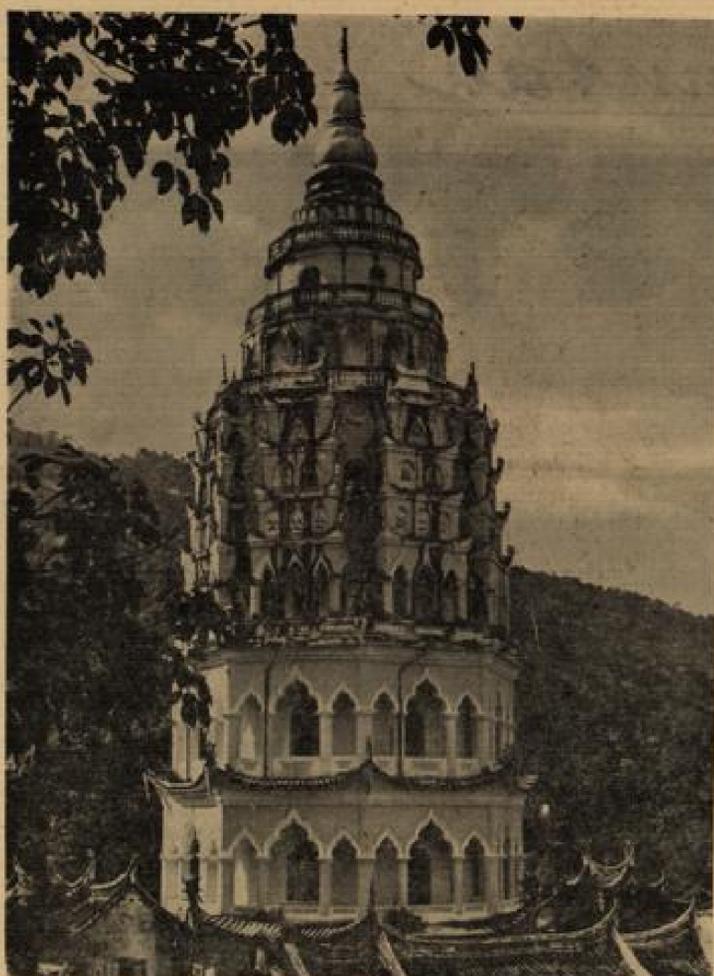
Im Süden hätten die Singschwäne ein ver-hältnismäßig gutes Leben, und doch gehen sie auf die Reise gen Norden. Dann verändern sie sich vollständig, besonders die älteren Vögel. Sobald sie einem Menschen triffen, ergreifen sie schon auf ein oder zwei Kilo-meter Entfernung die Flucht und fliegen bis zu 20 Kilometer, ehe sie sich wieder nieder-lassen. Deshalb meint man, wenn man sie trifft, ein Trugbild zu sehen, ein weißes, geflügeltes Geisterwesen, das sogleich spurlos verschwindet.

Denn die Schwäne haben schlimme Erfah-rungen gemacht. Sie wissen, daß sie im Nor-den Schwedens, Finnlands und Norwegens zu gefährlichen Menschen kommen, die sie ab-schießen. Deshalb wagen sie jetzt bei klarem Wetter gar nicht mehr zu fliegen, sondern warten auf Nebel und Schneestreiben.

Aber ganz vermeiden können sie die Gefah-ren doch nicht. Denn ihre Wanderwege sind an bestimmte klimatische Bedingungen gebun-den, ebenso wie die Menschen und Tiere in der Wildnis an Landschaft und Bodenbeschaf-fenheit.

Je seltener die Schwäne geworden sind, desto größer die Gefahren. In einfältigen, primitiven Menschen lebt ein geradezu wütendes Verlangen, jedes seltene Tier zu töten. Je seltener ein Vogel wird, desto erpicht wird man auf seine Eier, mag es erlaubt sein, oder nicht.

Aber trotz allem kommen die Schwäne in den Norden. Sie singen auf den eistreien Seen ihre Frühlingsschöre. Dann hört man von den Wildmarkweibern die seltsamen Fan-faren der Silbertrompeten zum Einzug des Frühlings, oder es klingt wie das wunder-same Spiel von Glockengeläut mit seinen hohen und tiefen Tönen...



AJAM-HAM-TEMPEL AUF PENANG

Einer der herrlichsten Kulturbauten Hinterindiens ist dieser auch für Malaya einmalige Tempel auf Penang. In diesem fernen Winkel der Erde berühren sich Buddhismus, Mohammedanismus und Christentum, sodaß man im Gebiet der Malaischen Union nicht selten Tempel, Moscheen und Kirchen nebeneinander antrifft. (Aufnahme: H. Tschira, Interphot)

Ein Orden und 400 000 Mark Kopfgeld

Chin Pengs Karriere

Unter den kampfproben Veteranen, die 1945 anlässlich der Siegesparade die Londoner Piccadilly-Street entlangmarschierten, befand sich Chin Peng, ein junger, kränklicher Chinese. Es wäre niemandem aufgefallen, hätte er nicht am Rock den Orden des britischen Commonwealth getragen.

Keiner der begeistertsten Zuschauer konnte damals ahnen, welche Rolle Chin Peng wenige Jahre später spielen würde.

Obwohl Chin schon vor dem Zweiten Weltkrieg Kommunist war, kämpfte er nach der Eroberung seiner malaischen Heimat durch die Japaner auf der Seite der Briten gegen die Eindringlinge. Er unterschied sich darin nicht von seinen Gesinnungsgenossen in China, die ebenfalls den Befehl hatten, die Japaner zu schwächen, sich selbst aber für den Endkampf um die Macht zu schonen.

Seine Tapferkeit, verbunden mit der hervorragenden Landeskennntnis, ließ Chin bald zu einem der gefürchtetsten Gegner der Japaner werden. Die Briten zeichneten ihn, der damals einer ihrer besten Bundesgenossen war, mit dem Commonwealth-Orden aus.

Nach 1945 geriet Chin immer mehr unter den Einfluß chinesischer Kommunisten, ließ sich davon überzeugen, daß seine ehemaligen englischen Verbündeten „dekadente Imperialisten“ seien und beschloß, sich völlig von ihnen loszusagen.

Chins große Stunde kam, als der kommunistische Generalsekretär von Malaya unter Mitnahme der Parteikasse verschwand. Er übernahm nun das Oberkommando und plante die Offensive, die Malaya zu einem kommunistischen Staat machen sollte. Ausgerüstet mit britischen Waffen, die noch aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges stammten, begannen er und seine 5 000 Anhänger, wahllos zu mordeten, zu plündern und zu erpressen.

Es verging eine Weile, bis die Engländer erfuhr, wer der Anführer der Rebellen war. Als seine Identität bekannt wurde, tat man in London alles, die unangenehme Angelegenheit zu veruschen. Chins Name wurde in aller Stille von der Liste der Ordensträger gestrichen; die Jagd auf ihn begann, doch es zeigte sich sehr bald, daß der Verfolgte seinen Hürden überlegen war. Schließlich, vor wenigen Wochen, erfuhr die Welt, welche Rolle der kleine Chinese spielt, daß aus dem besten Freund der erbittertsten Feind geworden ist.

Drei Jahre lang versuchten die Engländer, Herr der Lage zu werden, doch der Krieg im Dschungel hat seine eigenen Gesetze. Hier verliert der Kampfflugzeug seine ausschlaggebende Bedeutung und der Einsatz von schweren Panzern ist unmöglich. Nur der Mann, sein Gewehr und die Handgranate zählen.

Die Kommunisten gehen jedem offenen Kampf aus dem Wege. In kleinen Gruppen tauchen sie einmal hier, einmal da auf, legen sich in den Hinterhalt und warten, bis ein britischer Spähtrupp in die Falle geht.

Große Schlachten werden nicht geschlagen, und doch wachsen die Verluste von Tag zu Tag. Ihre Höhe auf Seiten der Engländer beläuft sich bereits auf über 4 000.

Kaum beachtet von der übrigen Welt kämpft Großbritannien im heißen Urwaldgebiet Malayas einen Kampf gegen den Kommunismus, 85 Prozent der Guerillas sind nicht etwa Malaien, die für die Befreiung ihrer Heimat das Leben aufs Spiel setzen, sondern Chinesen, die von Moskau Agenten geschult, die rote Offensive nach Süden vortragen sollen.

Um endlich reinen Tisch zu machen, ernannte die Londoner Regierung vor wenigen Wochen den General Sir Gerald Templer zum Hohen Kommissar von Malaya. Eine seiner ersten Amtshandlungen bestand darin, die für die Partisanenführer ausgesetzten Kopfgelder zu erhöhen.

Danach soll derjenige, der Chin Peng den britischen Behörden ausliefert, fast 400 000 Mark erhalten.

Diese Summe, so schreibt eine Zeitung in Singapur, entspricht genau dem Betrag, den London jeden Tag für den Dschungelkrieg aufwenden muß. Der „Verräter“ könne außerdem nicht damit rechnen, seinen Reichtum in Frieden zu genießen; er würde der Rache nicht entkommen.

So geht der Krieg — die offizielle Bezeichnung lautet „Polizeiaktion“ — weiter. Jeder Tag bringt neuen Terror, neue Opfer, Fieber und Reuen. Ein Ende ist nicht in Sicht.



SINGAPUR, DAS WIRTSCHAFTSZENTRUM AN DER MALAKKA STRASSE
Die „Löwenstadt“ Singapur, heute Verwaltungssitz der Malaischen Union und selbständige Kronkolonie, ist der „große Bazar“ Südostasiens. Als „Gibraltar des Ostens“ und wichtigem Flugstützpunkt kommt Singapur, das am 11. 2. 1942 von Japan erobert wurde, heute wieder eine große strategische Bedeutung zu. — Im Vordergrund links die Victoria-Gedächtnishalle, dahinter, in der Mitte des Bildes, der Oberste Gerichtshof, rechts sieht man einen Teil der Kolonnaden des schönen Stadthauses. (Aufnahme: E. Wehner, Foto-Agentur)

DSCHUNGELKRIEG IN MALAYA

Malaya, Großbritanniens reichste Besitzung in Asien, nimmt den gesamten Süden der gleichnamigen Halbinsel am Ostufer der Straße von Malakka ein und umfaßt neun Staaten, von denen heute noch ein Teil unter der Herrschaft eingeborener Nabobs steht, sowie die beiden britischen Ansiedlungen Penang und Malakka.

Singapur, jene der Südspitze der Halbinsel vorgelagerte Stadt und Festung, wurde 1946 selbständige Kronkolonie.

Lag früher die überragende Bedeutung jener Gebiete in ihrer strategisch überaus günstigen Lage begründet, so beruht sie seit einigen Jahrzehnten auf dem Nutzpflanzen- und Ertrichtum.

Hierher brachten die Briten die unter Lebensgefahr aus Brasilien herausgeschmuggelten Gummibaumsemen. Die ersten Versuchsplantagen bewiesen, daß Malaya's Klima vorzüglich für den Anbau dieser Bäume geeignet sei. Wo bis dahin nur dichter, tropischer Urwald war, wurden nun ausgedehnte Pflanzungen angelegt und die Halbinsel rückte in die Reihe der bedeutendsten Kautschuk-Lieferanten der Welt auf.

Die Zinnvorkommen im Staate Perak gehören zu den ergiebigsten, die man überhaupt kennt, doch Malaya verfügt außerdem über große Eisenerz-, Gold- und Wolframlager.

Während die wirtschaftliche Entwicklung gute Fortschritte machte, spitzten sich die politischen Verhältnisse in den letzten Jahrzehnten laufend zu. Daran trägt nicht nur die komplizierte Verwaltungsstruktur der verschiedenen Staaten Schuld, sondern auch die rassistische Zersplitterung der Bewohner von Malaya.



Von den etwa fünf Millionen Eingeborenen sind nur die Hälfte Malaien. Zwei weitere Millionen sind Chinesen, der Rest besteht aus Indern.

Da besonders die Chinesen im Wirtschaftsleben eine große Rolle spielen und sich bedeutend schneller vermehren, fürchten die Malaien, und dies nicht ganz zu Unrecht, eines Tages in ihrer eigenen Heimat die Rolle einer Minderheit spielen zu müssen.

Abgesehen davon fehlt den Malaien mehr oder weniger politisches Interesse. Sie waren bisher mit der britischen Herrschaft zufrieden, bedeutete dies doch gleichzeitig Schutz vor dem starken chinesischen Druck.

Die Chinesen ihrerseits fühlten sich benachteiligt. Ihrem Fleiß hatten sie es zu verdanken, daß sie wohlhabend wurden. Sie verlangten darum auch einen größeren Einfluß im öffentlichen Leben, vor allen Dingen das Recht, zu wählen.

Um allen Seiten gerecht zu werden entschlossen sich die Engländer im Jahre 1946, die malaische Union, bestehend aus dem heutigen Malaya und elf weiteren Kleinstaaten, zu gründen. Beinahe wäre es zu einer Revolte gekommen, da vor allem die Malaienfürsten fürchteten, von den Chinesen an die Wand gedrückt zu werden.

England zog das den Chinesen gewährte Wahlrecht zurück. In diesem Augenblick griffen die Kommunisten ein. Sie stellten sich auf die Seite der „Entrechteten“ und versprachen, deren Ansprüche mit Waffengewalt zu erkämpfen.

Von den chinesischen Anspielern und Kaufleuten tatkräftig unterstützt, gelang es den Guerillas bisher, den britischen Vergeltungsaktionen zu entkommen.

In London ist man sich inzwischen klar darüber geworden, daß dieser Kampf nicht mit Waffen allein gewonnen werden kann. Bevor es nicht gelingt, die verschiedenen Bevölkerungsgruppen davon zu überzeugen, daß ein friedliches Zusammenleben mit gleichen Rechten und Pflichten allen Beteiligten Vorteile bringt, wird es in Malaya keinen Frieden geben.

In dieser Erkenntnis verabschiedete vor kurzem die malaische Gesetzgebende Versammlung ein Gesetz, demzufolge 200 000 im Lande lebende Chinesen die malaische Staatsangehörigkeit erwerben können.

Obwohl nur etwa ein Zehntel der chinesischen Einwohner von dieser Verordnung betroffen wird, ist der erste Schritt gemacht. Es bleibt zu hoffen, daß weitere folgen, denn nur so kann dem Kommunismus der Boden unter den Füßen weggezogen werden.

Unter einer fortschrittlichen Regierung würde Malaya bald zu den wohlhabendsten Ländern Asiens gehören. Seine reichen Bodenschätze, die üppige Vegetation, verbunden mit dem Arbeitswillen der Bewohner, bieten die Garantie dafür.

Das Geld rollt in der „Löwenstadt“

Die ungewisse Zukunft Singapurs

Obwohl Singapur den Status einer Kronkolonie besitzt und streng genommen nicht zur malaischen Föderation gehört, ist es doch deren wirtschaftliches und politisches Zentrum. Hier residieren nicht nur der Britische Hobe Kommissar für Malaya, sondern auch Millionäre, die ihre Vermögen durch Gummi- und Zinnpekulation verdient haben.

Die Englisch sprechenden Einwohner nennen Singapur die „Stadt der Gerüche“.

Von den mit Zam-Zam Haaröl behandelten Köpfen der dunkelhäutigen Schönheiten geht eine süßliche Duftwelle aus, doch all diese Gerüche werden vom Schwefelgestank der Gummi überschattet.

Nur ein Weißer würde sich deswegen abfällig äußern; den hier ansässigen Geschäftsleuten könnten alle französischen Parfüms nicht angenehmer duften, ist doch der Gummi das Lebensblut der Stadt.

Seit 1950 hat sich der Kautschukpreis fast vervierfacht, Singapur hat von diesem Aufschwung mehr als jede andere Stadt der Erde

profitiert. Die Versteuerung von Zinn auf dem internationalen Markt trug ihren Teil zum heutigen Wohlstand bei.

Diejenigen, die schon vorher reich waren, sind es heute umso mehr. Sie bauen sich größere Villen, geben verschwenderische Feste und riskieren kalt lächelnd Hunderttausende am Spieltisch.

Auch hier weiß man, daß der „Boom“ nicht ewig andauern kann. So amüsiert man sich nach Herzenslust, um später wenigstens angenehme Erinnerungen zu haben.

In den Basaren drängen sich chinesische Frauen in hochgeschlossenen Seidenkleidern, Malaiinnen in ihren bunten Sarongs und Indierinnen in Saris.

Der reichste Mann der Stadt trägt den Namen Lee Kong Chian und ist Chinese. Innerhalb eines halben Jahres vergrößerte er sein Vermögen um annähernd 50 Millionen Mark. Er wickelt den größten Teil seiner Geschäfte am Telefon ab und hat nur einen Bruchteil der Waren, die er kauft und verkauft, gesehen.

Wer am Gummihandel reich werden will, muß vor allen Dingen schnell sein, als die Konkurrenz, denn die Preise richten sich immer nach dem gegenwärtigen Bedarf und schwanken oft von einer Stunde zur anderen. Lee Kong Chian verfügt über beste Verbindungen und hat sein Geld krisensicher angelegt. Auch er weiß, daß die Zeit der Riesengewinne in dem Augenblick zu Ende ist, in dem die Großmächte ihre Vorratskäufe beendet haben.

In der Zwischenzeit nutzt er die Konjunktur und handelt nicht nur mit dem Westen, sondern auch mit Rußland und den übrigen Ländern hinter dem Eisernen Vorhang.

Wohl hat man versucht, die Sowjetunion vom malaischen Gummimarkt auszuschließen, kam von diesem Gedanken jedoch wieder ab, da Moskau jederzeit in der Lage ist, über neutrale Mächte Kautschuk aus Indonesien zu beziehen. Nur eine Blockade könnte hier helfen, sie ließe sich jedoch nicht bewerkstelligen. So trägt die UdSSR zum Wohlstand Singapurs und damit Großbritanniens bei. Während England durch diese Geschäfte wirtschaftlich gestärkt wird, hilft es auf der anderen Seite der sowjetischen Rüstung. Der Pflanzler der unter ständiger Bedrohung durch die kommunistischen Banditen seine Gummipflanzungen bearbeitet, ist sich klar darüber, daß der Teil seiner Ernte, der nach Rußland verkauft wird, zur Finanzierung derselben Guerillas dient, die ihm nach dem Leben trachten — eine ironische Situation!

Dennoch macht man sich nicht allzu viele Sorgen. Die Zukunft ist ungewiß. Es lohnt sich nicht, darüber nachzudenken, solange man so leicht Geld verdienen kann, wie heute.